Reiseerinnerungen und - eindrücke aus Unternubien [Schluss]

Autor(en): **Moesle, Adolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575520

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

dann zu vertreiben drohte. Aber die hüteten sich wohl zu kommen.

Rudolf und Susi hatten auch eine Tante. Tante Emmy. Und manchmal waren sie bei der eingeladen. Es war eine feine und liebe Tante. Sie ging stets in einem schwarzen Seidenkleide, und an den Händen hatten die Aermel weiße Spitzen. Und sie trug an einer Kette ein großes Medaillon. Ihr Gesicht war frisch und rot, ihre Haare schönes weißes Haar, und ihre Stube war voll wunderbarer Dinge. Da gab es Gegenstände aus ganz fremden Ländern. Porzellanfiguren, die mit den Köpfen nickten, als sagten sie immerzu „Ja!“ Schwarze Schränke mit goldenen Linien verziert. Die hatten viele ganz kleine Fächer. Buntbestickte Tücher, Bilder in dicken Rahmen und kleine Figürchen aus Metall, die waren ganz schwer, wenn man sie mal in die Hand nehmen durfte.

An der einen Wand, neben dem gestickten Band, an dem die Tante Emmy zog, wenn sie schellen wollte, da lagen schön übereinander geordnet lauter Stöcke. Es war eine ganze Sammlung da. Dicke Bambusstöcke mit eingeschnittenen Figuren, dünne Stöckchen aus weißem Elfenbein, Pfefferrohre mit großem goldenen Knopf, und einer war ganz aus Schildpatt gemacht, der war schön braun und gelb gefleckt. Die Stöcke hatten auch merkwürdige Griffe. Da waren Tiere und Menschen dargestellt, teils nur die Köpfe, teils ganze Gestalten. Und einer von den Stöcken, der mit der blauen Steinkugel als Griff, sollte gar einen vergifteten Dolch enthalten. Wenn man an einer geheimen Stelle drückte, dann sprang der heraus. Aber ganz sicher wußten das die Kinder nicht.

Bei Tante Emmy gab's immer freundlichen Empfang. Dann wohl einige gute Lehren — aber nicht zuviel davon und gleich hinterdrein Tassen voll Schokolade und so guten Kuchen dazu. Und — was für Tassen! Da waren schöne Blumen drauf, und vor allem ging auch ordentlich was hinein. Und vom Kuchen gab's richtig große Stücke, daß man nicht gleich fertig war und schon wieder verlangen mußte. Und manchmal — nach der Schokolade — erzählte Tante Emmy eine Geschichte, das konnte sie sehr gut, und dann ging man wieder heim.

Tante Emmy hatte Geburtstag, und die beiden Kinder durften sie besuchen und ihr Blumen mitbringen. Susi hatte einen Tulpenstock mit rotgelben steifen Blüten und Rudolf ein Stöckchen mit braunen Reseden, deren Duft Tante Emmy besonders liebte. Aber was ihnen am meisten Freude machte, sie durften ihren Freund Hans mitbringen. Von ihm und seinem Stock hatten sie der Tante schon oft erzählt. Und wenn Hans auch erst nicht recht wollte, sie machten ihm schon Lust und ließen nicht los. Und so standen sie denn nachmittags alle drei vor Tante Emmys Türe. Susi mit den Tulpen, Rudolf mit den Reseden, und Hans sauber und trotzig-schüchtern hielt seinen Stock in der Hand, und daran hing ein tüchtiger Klumpen Erde.

Da kriegten sie nun alle eine Hand, und ihre Blumen wurden bewundert und andere Geschenke gezeigt, die die Tante erhalten hatte. Nachher aber zeigten die Kinder ganz stolz alle Herrlichkeiten der Stube. Die Porzellanfiguren, die geheimnisvollen Schränke, die Figürchen, die Bilder und die wundervolle Stocksammlung. Und Hans betrachtete alles sehr aufmerksam, aber er sagte nicht viel und schien doch immer etwas auf dem Herzen zu haben. Als nun alle sich an den Tisch setzen durften und auch Hans eine blumige große Tasse und ein Stück Kuchen hingestellt bekam, da wischte er plötzlich zur Türe hinaus — und trotz allem Rufen — fort war er. Und ehe man recht zur Besinnung kam und rief und sich beruhigte — war er auch schon wieder da. Seinen Stock hatte er in der Hand, den hatte er am Brunnen vor dem Hause sauber gewaschen, und er war noch tüchtig naß davon. Und sein sauberes großes buntes Taschentuch hatte er daran gebunden. Und er machte ein wichtiges Gesicht und sagte zu Tante Emmy: „Den schenk ich dir zum Geburtstag!“

Und wißt ihr, was da Tante Emmy getan hat? Sie nahm den nassen Stock wie er war, mit dem schönen bunten Tuch dran, und sie legte ihn feierlich und behutsam zu ihrer schönen Sammlung. Und dann nahm sie den Hans und sagte: „Ich danke dir, lieber Junge. Du hast mir eine große Freude gemacht!“

Und Hans nickte zufrieden und setzte sich auch gleich an den Tisch. Und dann wurde Schokolade getrunken. Und guten Kuchen gab's dazu. Ganz große Stücke!

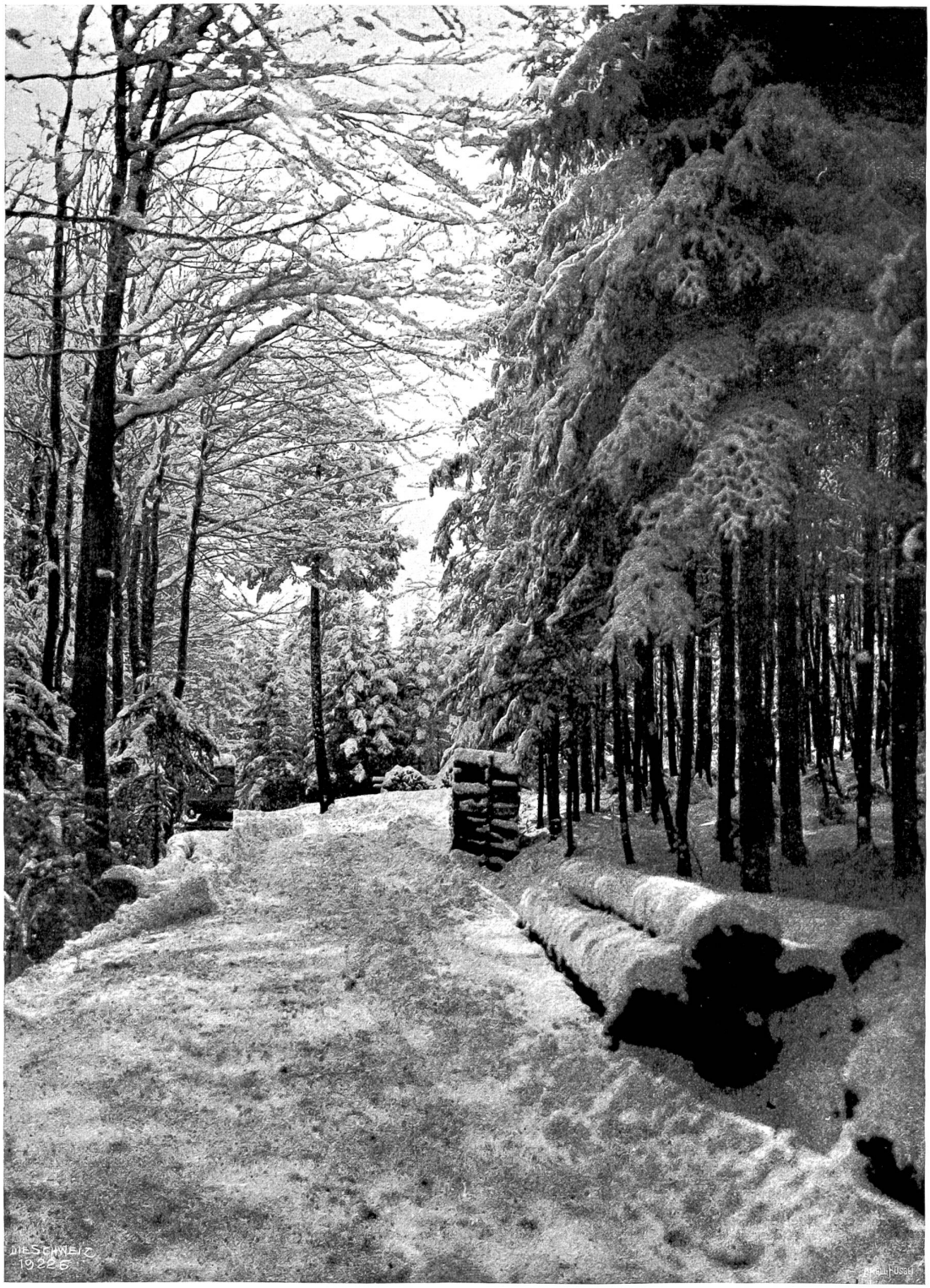
Reiseerinnerungen und -eindrücke aus Unternubien.

Mit insgesamt drei Kunstbeilagen und neunundzwanzig Abbildungen im Text nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

(Schluß). Nachdruck verboten.

Wir mochten auf diese Weise etwa fünf Kilometer, teils mit Hilfe der Ruder, teils mit der Seilmethode zurückgelegt haben, da pfiff ein erster starker, glühend heißer Windstoß aus der libyschen Wüste dem Nil zu, der Vorbote des nahenden Chamsin. Die Bootsleute gaben ihre Arbeit sofort auf: an einer etwas geschützten Stelle wurden die zwei vierteiligen Schiffsanker ans Land geworfen und dort tüchtig vergraben; denn „die Anker müssen jetzt viel aushalten,“ meinte der Schech.

Der Plateaurand der libyschen Wüste trat hier ziemlich dicht ans Ufer, ließ aber immer noch einen sandigen Uferstreifen von etwa fünfzehn Metern übrig, sodaß wir einerseits einigermaßen im Windschatten lagen und anderseits den Flugsand auch nicht ganz „aus allererster Hand“ auf die Köpfe geschüttet bekamen. Etwa hundert Meter weiter flußaufwärts führte ein breites Wadi hinauf zum Plateau. Kaum waren die Leute mit dem Verankern des Bootes fertig — vier von ihnen krochen in die Schiffsluke hinunter, während die drei andern, die dort nicht mehr Platz hatten, sich der Länge nach auf den Bauch ausstreckten und mit ihren Mänteln zudeckten — brach der Chamsin mit heulender Wut los. Im Nu war die Luft mit gelbrotem Flugsand erfüllt; die Sonne war nur noch, wie bei dichtem Nebel, als hellere Scheibe am Himmel zu sehen. Windstoß auf Windstoß erfolgte, und ein jeder trieb mächtige Schwaden von Sand durch die Wadi-Einschnitte hinaus in den Nil, von dem Plateaurand herunter auf die Landzunge, und auch wir bekamen trotz der Entfernung noch einen guten Teil ab. Mochte man nach vorwärts oder nach rückwärts blicken, so stiegen überall auf dem Plateaurand der libyschen Wüste mächtige Sandhosen auf, bildeten sich am Fuße der Taleinschnitte gelbe Kegel von Flugsand, die größer und größer wurden, bis sie



Wald im Winter (Motiv vom Zürichberg).
Nach photographischer Aufnahme von Alfred Ryffel, Zürich.

Unternubien Abb. 18. Stumme Zeugen derer, die gegangen: „Die Löwen" (es sebue).

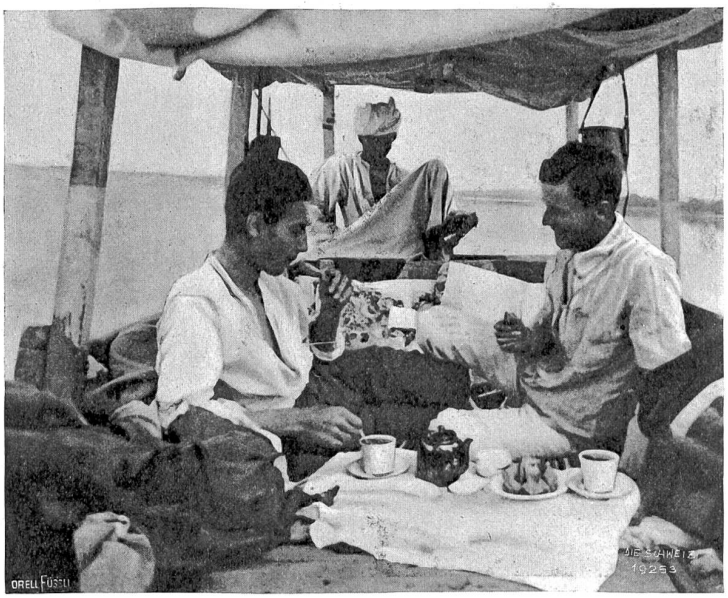
die Felder erreicht hatten, die grünenden Halme begruben oder die Palmstämme um ein Drittel bedeckten. Die Wüstenbatterien feuerten unablässig hinein ins Niltal! Der feinere Sand drang in die Nase und in die Lunge; mit jedem Atemzug bekam man eine neue Ladung hinein in die Luftwege, trotz den schützenden Tüchern, die wir vors Gesicht geschlagen hatten. Unter die Kleider drang dieser vermaledeite Flugsand auf die schweißige Haut und wirkte dort gleich einer ätzenden Säure. Auch wir hatten das Zweckmäßige der Lage der drei Bootsleute auf Deck begriffen, lagen auf unsern Matratzen, die Kehrseite nach oben, und pusteten uns den Staub aus den Brustkästen. Weh jeder Karawane, die sich heute unterwegs befand in der libyschen Wüste! Wie manche hat der Chamsin schon vergraben mit seinem heimtückischen Flugsand, und andere haben dann die bleichenden Knochen gefunden; denn der Chamsin läßt den Sand nicht ruhen: wo er ihn heute hingeworfen hat, nimmt er ihn morgen wieder weg, gräbt morgen selber wieder aus, was er heute bedeckt hat, und schüttet dafür anderes wieder zu!

Doch ebenso rasch wie er gekommen ist und ebenso plötzlich hört der Chamsin wieder auf. In etwa einer Stunde ist wieder vollständige Windstille eingetreten, einer um der andere von unsern Schiffsleuten streckt den Kopf an Deck und kriecht herauf. Das Boot wird vom Flugsand gereinigt, wir gehen an Land, ziehen die Kleider aus, schütteln sie tüchtig aus und stürzen uns in den Nil, der uns gründlich von diesen leblosen „Sandflöhen" befreit. Jetzt hätte man glauben können, das Ganze sei nur ein teuflischer Spuk gewesen, so rasch hatte sich der dämonische Windgott wieder verzogen! Jetzt erst begriff ich, warum ein kluger Karawanenführer nie in der Zeit der fünfzig Tage, in denen der Chamsin hauptsächlich sein Unwesen treibt (um die Frühlingsäquinoktien herum), sich auf den Weg macht. Endlich ließ auch die Gluthitze nach, und ein frischer Wind blies das Niltal herauf; der Rest des Tages verlief gleich wie der gestrige: das Boot trug uns in steter Fahrt an Dörfern, Feldern und Palmenhainen vorüber, vorüber an alten Tempelruinen, an Festungsbauten aus der Zeit der Aegypter, der Griechen, der Römer, der Byzantiner, der Araber, der Türken und der Anhänger des Machdi.

Leider hielt der gute Wind auch nicht bis zum Abend an, sodaß sich unsere Mannschaft doch noch dazu bequemen mußte, die Ruder zur Hand zu nehmen. Stark angestrengt haben sie sich dabei allerdings nicht. Sie sitzen auf dem Deckboden mit ganz ausgestreckten Beinen, kein Fußbrett brauchen sie zu ihrer Art des Ruderns; denn der Oberkörper hilft absolut nicht mit, nur die Arme machen die Ruderbewegung in ganz kurzen Schlägen. Daß man auf diese Weise auch nicht das geringste Tempo erreicht, läßt sich denken. Vier rudern, der fünfte steuert, und der sechste schlägt die unvermeidliche Tarabuka (Handtrommel) und macht zugleich den Vorsänger, während die übrigen den Refrain singen des Ruderliedes, das wohl zwei Dutzend Male wiederholt wird. Für uns Westländer um aus der Haut zu fahren, nach den Begriffen dieser sonderbaren Menschen wunderbar schön! Die Melodie hat sich denn auch tief meinen Ohren eingeprägt, ebenso wie der Refrain, der, aus Nubisch und Arabisch gemischt, absolut sinnlos zu sein scheint; wenigstens konnten wir von keinem unserer Leute eine auch nur einigermaßen vernünftige Uebersetzung erhalten: — ja bimoto, ja bimoto alaschanak, jalla Abu Simbel, jalla Abu Simbel, jalla Abu Simbel, jalla Abu Si—imbeeel! so hieß der Refrain.

Wieder ein wunderbares Farbenspiel am Abend, wieder ein steifes Erwachen am Morgen. Das Schiff hat die Nacht über am Ostufer geruht, am Fuße eines Schuttkegels.

Die Morgenkühle treibt uns früh auf die Beine, und wir steigen auf das Plateau der Bischarinwüste hinauf; der Blick auf das im ersten roten Hauch der nahenden Sonne liegende Niltal, das Westufer, auf die Randgebirge der libyschen Wüste und die Dörfer und Felder an ihrem Fuße ist sehr schön. Nach Osten blickt man direkt hinein in die endlose Wüste. Nichts als Dünen und Felskuppen, wieder Dünen und wieder Felskuppen, dazwischen weite sandige oder steinige Flächen, erst plastisch,



Unternubien Abb. 19. «Five o'clock tea an Bord" (im Hintergrund der zweite Steuermann) bei «es sebue».

dem Auge richtige Distanzen zeigend, dann alle Plastik nach und nach verlierend, daß das Auge dem Hirn keine Distanzbegriffe mehr zu vermitteln vermag: endlos, endlos im gelbbraunen Einerlei, übergossen von den Strahlen der Morgensonne, unermeßlich, unfaßbar diese Masse toten Landes, mit fahlen, der Sonne langsam weichenden Schatten am Fuße der nächsten Dünen und Felsköpfe, schattenlos im Hintergrund! Für kurze Zeit ist dieses unendliche Einerlei rot geworden, im Momente, als der Feuerball der Sonne den Horizont berührt hat; dann ist dieses Rot aber bald wieder erloschen, und die Morgensonne zaubert keine andern Töne aus der Wüste heraus als das Gelbbraun! Wir haben lange dort oben gesessen und gestaunt, gestaunt zuerst ob des roten Farbenspiels der Frühsonne, dann ob der Umwandlung in Gelbbraun und schließlich ob der Urgewalt dieses Einerlei, ob der Unermeßlichkeit, Unfaßbarkeit der Wüste. Der Mensch versinkt in Nichts vor dieser Urgewalt.

Auch heute ist uns der Wind nicht besonders hold; nur langsam kommen wir, teils vom Wind getrieben, teils durch das Ruder, teils durch das Seil vorwärts. Gegen Mitte des Vormittages erreichen wir Gerf Husein am Westufer. Hinter dem Dorfe gegen das Plateau der libyschen Wüste zu liegt ein Felsentempel, den Setaw, der Statthalter der „südlichen Provinzen", im Auftrage von Ramses II. erbauen ließ. Der Tempel war dem Ptah von Memphis geweiht. Er besteht aus einer Vorhalle unter freiem Himmel und dem eigentlichen Tempel im Innern des Felsens. Von der Vorhalle stehen nur kümmerliche Reste, dagegen ist die quadratische Felsenhalle (ca. 14 auf 14 m) gut erhalten. Die Höhe der Felshalle beträgt etwa neun Meter. Die Decke wird getragen von sechs Pfeilern, an denen sich Statuen des Pharao lehnen. Ramses wurde hier selber als Gott verehrt. An den Säulensaal schließt sich nach hinten ein Quersaal und an diesen das Allerheiligste, das an der Rückwand die vier Hauptgottheiten des Tempels (zu denen der Erbauer auch mitzählt) zeigt. Der Grundplan des Tempels ist also genau entsprechend demjenigen aller Tempel des alten Aegypten, auch der oberirdischen. Im großen und ganzen ist er ein gutes Beispiel ägyptischer Steinmetzarbeit, der ganze Plan besitzt einheitlichen Guß, und die Technik jener Zeit ist zu bewundern, die mit primitiven Hilfsmitteln so Vollkommenes schaffte.

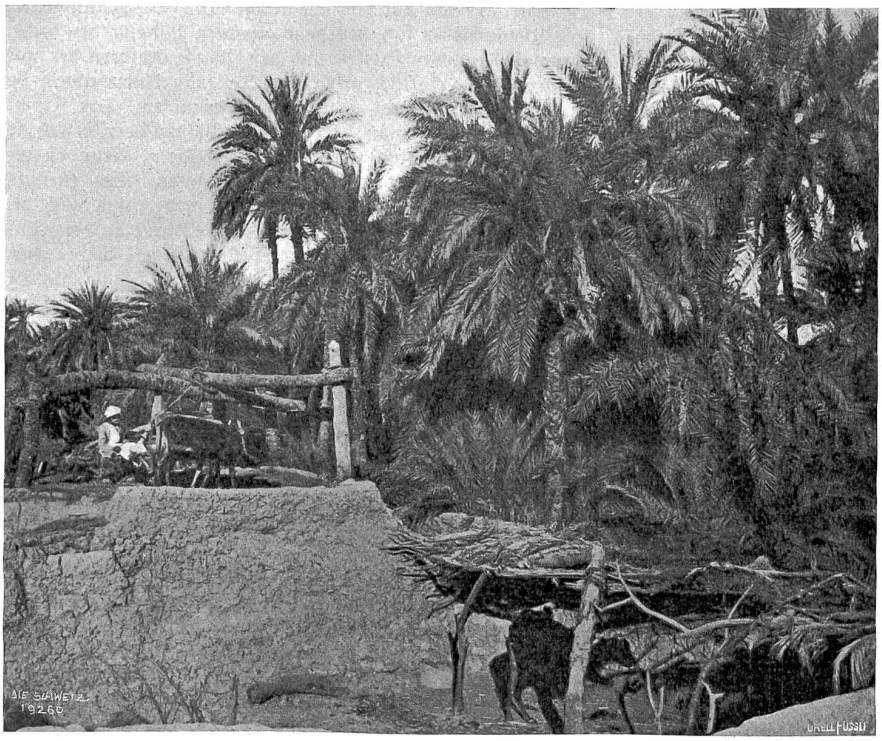
Ziemlich einförmig verläuft der Nachmittag mit Bad, Tee, mit Tarabukaunterricht und — Träumen! Und doch ist es uns keinen Augenblick langweilig, und wenn sich wirklich einmal die Langeweile anmeldet, so lassen wir uns sofort von einem Bootsmann an Land tragen und wandern ein Stück dem Ufer entlang.

Die Nacht bringt uns einen Genuß neuer Art. Am Osthimmel, dicht beim Horizont, strahlt ein herrliches Sternbild durch das Blauschwarz der Nacht, das südliche Kreuz. Es übertrifft an Helligkeit all die übrigen Millionen und Millionen von Sternbildern, fast wetteifert sein Glanz mit dem der Mondsichel. Heute mittag haben wir nämlich bei Abu Hor den südlichen Wendekreis passiert und sind damit in die heiße Zone eingerückt. So herrlich ist die Nacht, so lau, so durchtränkt von mildem Sternenschimmer und weichem Mondlicht, daß wir die Leinwand des Baldachins entfernen lassen, um ungehindert das Firmament bewundern zu können ... Doch halt, was ist das? Einen Augenblick sehen wir über dem Vorderteil des Schiffes ein silbriges Etwas in der Luft, das dann in der Schiffsluke verschwindet. Die Bootsleute, die am Bug plaudernd beisammengesessen haben, springen auf, ein klatschender Fall erfolgt, die fluchende Stimme des Kochs ertönt in der Schiffsluke, dann Gepolter und das Gerassel von fallendem Blechgeschirr. Hierauf allgemeines heiteres Gelächter nach einem dumpfen kräftigen Schlag. Wir hatten im ersten Moment an ein Meteor geglaubt; das Meteor entpuppte sich indes als mächtiger Nilfisch von mehreren Kilogramm Schwere: der arme Kerl hatte das Schiff überspringen wollen, den Sprung zu kurz bemessen, war in die Schiffsluke gefallen auf den schlafenden Koch, hatte dort in der Todesangst mit dem Schwanz um sich geschlagen, den Primusbrenner samt Pfanne umgehauen, bis der Koch, der die Situation sofort begriffen, ihm mit der Eisenpfanne den Rest versetzte. Den fröhlichen waghalsigen Sprung in der lauen Sommernacht hatte er so mit dem Leben büßen müssen. Armer Kerl! Trotzdem freuten wir uns riesig über die Bereicherung der Menukarte, und der Koch erhielt für die bewiesene Geistesgegenwart einen Schilling extra; schmunzelnd schob er ihn in die Tasche seines Hemdes. Noch lange saßen wir plaudernd zusammen, bis anbrechende Kühle und das Verglimmen des Stern- und Mondglanzes uns bewies, daß es höchste Zeit sei, noch einige Stunden vor Sonnenaufgang zu schlafen.

Unternubien Abb. 20. Im großen Palmenwald bei Derr.

Im Dämmerschein des nächsten Morgens passierten wir Derar, ein größeres, gut angebautes Eiland.

Wir fahren durch den westlichen Nilarm am kleinen Tempel von Ofedume vorbei. Der Umstand, daß fast alle Tempelbauten auf dem Westufer liegen, scheint zu beweisen, daß dieses im Altertum dichter bevölkert gewesen als das Ostufer, während heute gerade das Umgekehrte der Fall ist. Warum? Ich kann die Antwort nicht geben; denn es ist doch wohl kaum anzunehmen, daß im Altertum das Ostufer mehr unter Sandstürmen zu leiden hatte, während heute das Westufer der stärker heimgesuchte Teil ist. Bei Ofedume lag in der Ptolemäer-

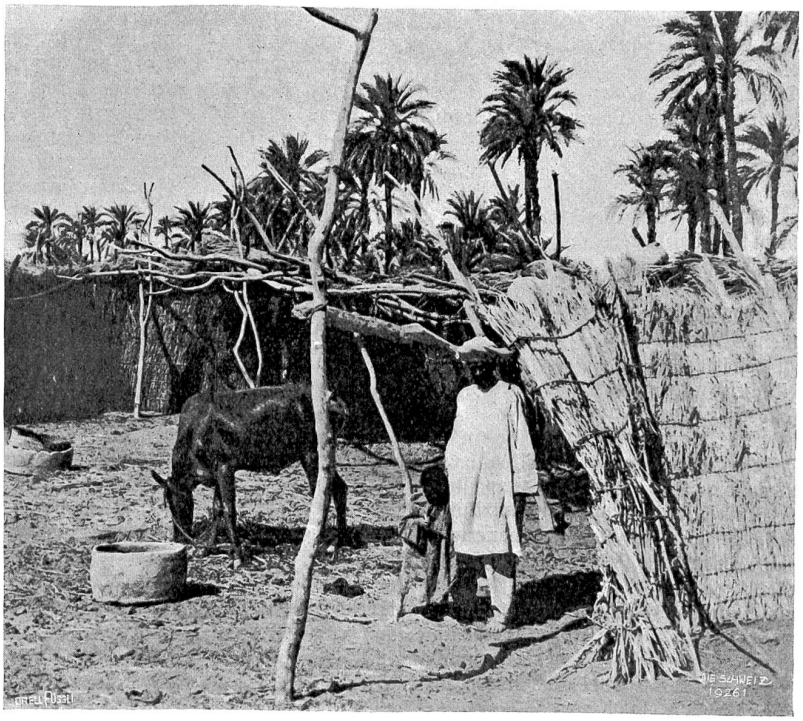


Unternubien Abb. 21. Sakije (Schöpfrad) bei Derr.

und Römerzeit lange die Südgrenze des Reiches. Vom Tempelchen selber stehen nur kümmerliche Reste, sodaß es für den Laien die Mühe eines Besuches nicht lohnt.

Der Wind war ziemlich gut und brachte uns rasch vorwärts. Ein paar mächtige Nilbarken mit vom Winde prallen Segeln überholten uns; sie konnten auch den Wind besser ausnützen als wir, da alle am Hinterende einen kleinern zweiten Mast mit einem ebenfalls dreieckigen Hilfssegel besaßen. Gleich riesigen Schwänen zogen die Barken daher, von Bord zu Bord erscholl der nubische Gruß „Tajib-Re", und fast an Bord aller Barken hörte man, trotz der frühen Morgenstunde, bereits das Gedröhne der Handtrommeln. „Wald und Flur im raschen Zug, kaum gegrüßt, gemieden, und vorbei wie Traumesflug schwand der Dörfer Frieden!" Denn einen solch tüchtigen Segelwind, wie er jetzt bläst, den muß man aufs äußerste ausnützen!

Gegen Mittag erreichen wir das Dorf „es-Sebue" („die Löwen"), das zu beiden Seiten des Nil liegt. Wir legen am Westufer an. Bis hieher (110 Kilometer von Schellal entfernt) macht sich die Stauung des Reservoirs bemerkbar am Fehlen jeglicher Nilströmung und am erhöhten Wasserstand; nur das Tor von Kalabsche weist eine starke Lokalströmung auf. Die Bezeichnung „Die Löwen" führt der Ort nach der Sphinxallee, die den Zugang zu dem Felsentempel gleichen Namens bildet (s. Abb. 18). Der Tempel selber ist nach demselben Schema, wie derjenige von Gerf Hussen angelegt unter der Regierung von Ramses II.; eine Beschreibung kann ich mir daher ersparen. Der Tempel interessierte uns auch nicht stark, umsomehr die Sphinxe, die erst in den letzten Jahren wieder vollständig vom Flugsand befreit worden sind, in dem sie jahrhundertelang geschlafen und geruht ... Geschlafen? Nein! Denn diese Königshäupter mit den ernstblickenden Augen können nicht schlafen; nein, diese Löwenleiber mit den majestätisch gestrafften Muskeln brauchen nicht zu ruhen! Denn Haupt und Leib tragen Leben in sich, trotzdem sie nur aus Stein sind. Was für eine geniale Schöpfung des alten Künstlers! Das stolze Haupt mit der Doppelkrone, das Millionen absolut beherrscht hat, auf dessen Wink ein ganzes Volk schaute, Tausende von Füßen eilends im blinden Gehorsam liefen, das Haupt des Pharao, den man göttlich verehrte, vereint mit dem Leibe des mächtigen Tierkönigs, des Symbols der Kraft und der Stärke, dem kein anderes Wesen des Tierreichs erfolgreich zu trotzen vermag! Ihr Modernen, von denen viele spötteln über die Kunst des alten Aegypten, viele sie plump und unbeholfen nennen, zeigt mir eine Statue eurer Schöpfung, wo mit wenigen breiten Flächen das Wesen des starken Löwenleibes so grundlegend aufgefaßt und wiedergegeben ist, wie dies z. B. beim zweiten Sphinx zur Linken der Fall ist, wo das Menschenhaupt so sicher, so anatomisch richtig dem Tierleib aufgesetzt ist wie bei diesem Sphinx!



Unternubien Abb. 22. In der Umgebung von Derr.

Ernst blicken die Pharaonenhäupter, stolz erhoben, trotz der schweren Doppelkrone, als hätte sie auch im Leben die Krone nie gedrückt, nie gedrückt, nein! Denn sie waren ja die Kinder des großen Ammon-Re, die Pharaonen, waren ja seine Verkörperung auf Erden, der alles Lebende gehorchte im Niltal — was hätte sie daher die Krone drücken können!

Glühende Pfeile schießt die Mittagssonne auf diese Königshäupter und die ruhenden Löwenleiber hernieder, zeichnet scharfe Schlagschatten um die Vorderpratzen der Tierleiber, um Nase und Mund der Pharaonen, um die Tiefreliefs der Inschriften an den Sockeln und um die Sockel selber. Auch die glühende Sonne schreckt sie nicht aus ihrer lebenden Ruhe, auch der Flugsand hat sie darin nicht gestört, nicht das Tosen der Kriegsstürme, die das Niltal heimsuchten, in all den Jahrhunderten, seit sie in Fleisch und Blut auf dieser Erde wandelten, diese Pharaonenhäupter! Sie haben andere Pflichten; sie haben dazusitzen und der Nachwelt den Ruhm ihrer Erbauer zu künden; was schreckt sie daher der Lärm der Jahrhunderte, was schreckt sie daher das Tun und Treiben der Menschlein von heute!

Während wir zu Mittag speisen, wird das Boot wieder flott gemacht, und, von einem kräftigen Wind begünstigt, segeln wir weiter. Die Felluke macht nun wohl fünfzehn Kilometer in der Stunde, sodaß wir gegen Abend Sonkari erreichen. Doch nun hört die Herrlichkeit auf! Wir sind am großen Bogen von Korusko, wo der Nil in verhältnismäßig kurzen Abständen drei Mal hintereinander fast im rechten Winkel abbiegt, sodaß er nach dem zweiten Winkel sogar ein Stück weit parallel zu seinem Unterlaufe, aber in entgegengesetzter Richtung, fließt. Die Mannschaft beginnt zu rudern und legt langsam Kilometer um Kilometer zurück, während der Tag verglimmt wie all die Zeit, da wir nun auf dem Flusse fahren.

Gegen neun Uhr nachts erreichen wir Korusko. Wir wünschen zu telegraphieren und gehen mit ein paar Bootsleuten ans Land; aber zunächst wird uns der Eingang ins Dorf verwehrt unter Androhung eines Kugelhagels. Denn bis Korusko haben die Derwische jahrzehntelang so mit Feuer und Schwert gewütet, daß noch heute tiefes Mißtrauen die Landesbewohner beseelt gegen alles, was unter dem Schutze der Dunkelheit sich dem Dorfe naht. Schließlich werden wir aber doch eingelassen, ja sogar sehr freundlich aufgenommen, und der Telegraphenbeamte verspricht uns, trotzdem er keine Dienstzeit hat, das Telegramm sofort weiterzusenden. Die Nacht verbringen wir wie gewohnt im Boote, das, den lokalen Nachtwind ausnützend, noch ein schönes Wegstück zurücklegt, während wir schlafen.

8. Von Korusko bis Abu Simbel.

Der Morgen bringt wieder eine neue Ueberraschung. Schon beim Aufstehen beobachten uns unsere Schiffsleute gespannt. „Du," sage ich zu meinem Freunde, „das Boot fährt ja nilabwärts; die verfluchten Kerle haben gedreht!"

„Wahrhaftig, du hast recht!" war die stupide Antwort meines Freundes. Und um uns vollends in unserer Meinung zu bestärken, erhob sich soeben der Feuerball der Sonne am östlichen Horizont, aber nicht, wie bis anhin, zu unserer Linken, sondern zu unserer Rechten.

Die Bootsleute brachen in ein schallendes Gelächter aus. Jetzt erst begriffen wir die Situation. Wir hatten während der Nacht die ersten beiden Nilknie passiert und befanden uns nun in dem Stück, das parallel zum Unterlaufe geht, doch in entgegengesetzter Richtung. Es dauerte aber noch lange, bis wir den Eindruck vollständig abgeschüttelt hatten, daß wir nicht nilab, sondern nilauf fahren.

Unsere Schwarzen müssen das Boot wieder am Seile ziehen; denn in der großen Serpentine kann man selten mit gutem Wind rechnen, da die Hauptwindrichtungen eben entweder Nord-Süd oder Süd-Nord gehen, selten aber West-Ost oder Ost-West.

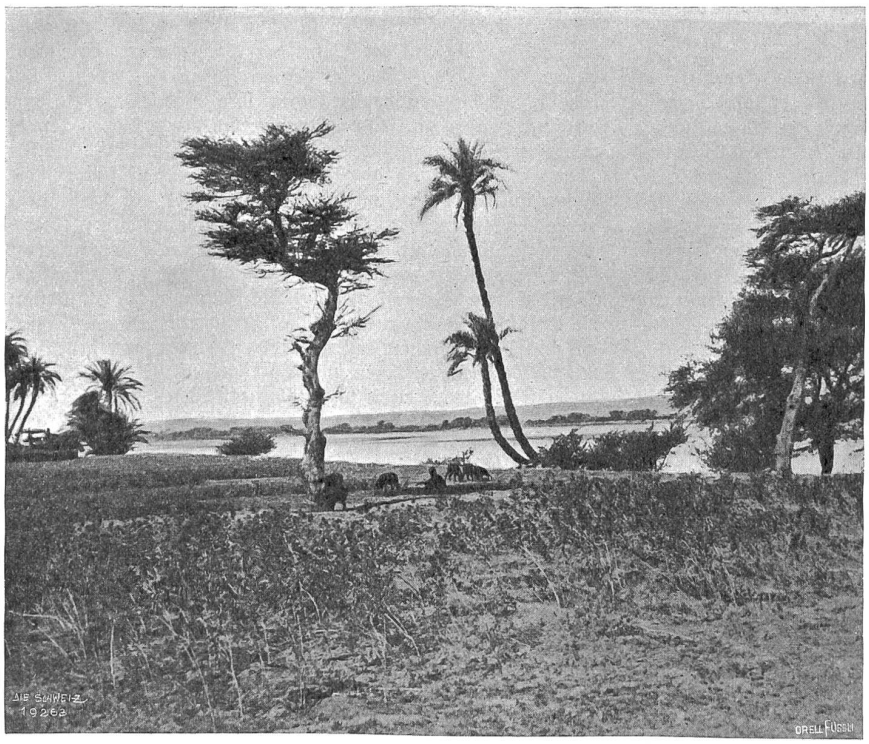
Mit Korusko hat das eigentliche Unternubien aufgehört, jene Kleinwelt für sich, bestehend aus dem Nilband, den beiden schmalen Fruchtlandstreifen und den Plateaurändern der zwei Wüsten. Landschaftlich gehört der Teil von Unternubien, der oberhalb Korusko liegt, bereits zu Obernubien. Das Fruchtland des Ostufers wird breit, schöne Palmwälder stehen am Ufer und wechseln mit ausgedehnten Feldern, Gruppen von Mimosenbäumen und stattlichen Sandbänken. Das Westufer zeigt dagegen fast gar kein Fruchtland mehr, und noch viel häufiger als weiter unten tritt die Wüste direkt an den Fluß. Die wenigen Dörfer, die noch am Westufer stehen, führen einen harten Kampf gegen den nimmerrastenden Flugsand. Der Plateaurand der Wüste ist niedriger als weiter unten am Westufer, oft so niedrig, daß man stehend vom Boot aus hineinschauen kann in die ungeheure Wüste ... Steigt man aber am Ostufer hinauf zum Wüstenplateau, so sieht man zunächst zu seinen Füßen stattlich breite Aecker, dann das breite Nilband — denn der Fluß ist hier oben nicht mehr eingeengt — dann am Westufer einen schmalen, oft unterbrochenen Streifen Fruchtlandes und dahinter, niedriger als weiter unten, die Wüste mit all ihren zahllosen Kuppen, Tafelbergen und Dünen, mit ihrem Gelbbraun scharf sich abzeichnend vom blauen Himmel selbst in der Horizontlinie.

Am Westufer wird der Tempel von Hamada sichtbar, der auf einer Sandschwelle oben thront. Uebergossen von strahlender Morgensonne liegt das alte Heiligtum im tiefen Frieden. Wir besuchen es nicht. Hat man den Tempel von Luksor gesehen mit seiner künstlerisch-klaren architektonischen Auffassung, Karnak mit der Wirkung seiner gewaltigen Massen, Philae mit seiner verinnerlichten sterbenden Schönheit und die stolzen „Löwen", dann machen diese andern Bauwerke einem nur den Eindruck des Kleinen, des Philisterhaften, dann gibt es nur noch ein ägyptisches Wunder zu schauen: den Felsentempel von Abu Simbel ... Man wird eben verwöhnt ... Und dann läßt sich jetzt auch gerade so schön träumen in der brütenden Hitze, die über den Wassern liegt, und die Phantasie kann sich den Weg zum alten Heiligtum mit alten Gestalten füllen, kann sich den dritten Tutmosis vorstellen, wie er auf seinem Zweiräderwagen, mit prächtig aufgeschirrten Rossen zum Heiligtum emporfährt, das er selber hat bauen lassen, kann sich die Schar seiner mit Palmwedeln bewaffneten Diener vor die Augen führen, die Priester in Weiß, die den Pharao auf der Schwelle des Heiligtums erwarten, die trotzigen Scherdanasöldner, von der Sonne und dem harten Kriegsleben zu ganzen Männern gestempelt, kann sich das Blitzen ihrer Helme und Schwerter vorstellen, ihre buntbemalten Schilde, kann sich die schwarzen nubischen Speerträger und die libyschen Bogenschützen vor die Augen zaubern, während beim Besuch das Auge trauernd sieht, daß die Säulen zerbrochen, die Decken eingestürzt und die Farben der Reliefs verblaßt sind ...

Dann kommt Derr am Ostufer, ein für Nubien stattliches Dorf mit schönen Hainen von Dattelpalmen (vgl. Abb. 20ff.). In grauen großen Flächen liegt es vor den Palmenhainen: das Flußbett des Nil zur Zeit der Flut, das er heute mit seinen wenigen Frühjahrswassern nicht auszufüllen vermag. Die Nubier haben auf den grauen Sandflächen allerlei Gemüse angepflanzt und Bohnen gesteckt. Wir steigen aus und wandern durch die breiten grauen Flächen dem Dorf zu, wo uns bald die Mimosen und Palmen vor den glühenden Pfeilen der Sonne schützen.

Durch das Dorf, in dessen Gassen fußtief der graue Flußsand liegt, wandern wir hindurch flußaufwärts, zunächst durch einen prächtigen Palmwald, dann an Gärten, die von niedern Erdmauern umschlossen sind, an quietschenden Sakien und kleinen Feldhütten vorüber aufs freie Feld hinaus. Wir kommen an einer Dreschtenne vorbei, wo kleines Nubier Vieh in harter Arbeit den Dreschpflug zieht; in den Feldern sieht man die Bauern arbeiten, ohne jegliche Kleidung — kurzum dasselbe Bild wie weiter unten, nur auf großzügigerer Basis angelegt

Chamsinmorgen bei Derr (Unternubien).
Nach photographischer Aufnahme von Adolf Moesle, Zürich.



Unternubien Abb. 23. Blick auf den Nil bei Derr.

Mädchen schreiten an uns vorüber zum Nil hinunter; unter den Schleiern hervor schießen sie heiße Glutblicke, die Formen des Körpers verhüllt kaum das schwarze Hemd; viele tragen sogar keine Schleier; aufrecht gehen sie, mächtige Kupfergefäße auf dem Kopf balancierend, zum Fluß hinunter, um Wasser zu holen; an den feinen Knöcheln und Handgelenken sieht man breite Silberspangen, die beim Gehen leise klirren (vgl. Abb. 25).

Der Abend bringt das Schauspiel eines herrlichen Sonnenunterganges, den ich vom Plateau des Ostufers aus genieße. Mein Freund kann leider nicht mittun, denn ein schweres Fieber hat ihn als Folge der Sonnenbäder befallen: es ist eben doch nicht das gleiche, ein Sonnenbad in Thüringen und eins unter dem südlichen Wendekreis!

Während das Boot langsam nilaufwärts gleitet und die Silhouette seines dreieckigen Segels über die Rotglut des Abendhimmels huscht, hebt auf diesem nach und nach ein solches Gleißen und Sprühen von purpurroten Lichtfunken und -strahlen an, daß ich halb geblendet die Augen schließen muß. Und dieses sprühende Rot, das auf dem Nilband seinen Glanz zu verdoppeln scheint, ist heute nicht eingeengt durch den nahen Plateaurand der Wüste, wie es bis anhin der Fall war, sondern dieses rote Sprühen ergießt sich über die mächtige, gewaltige, unermeßliche libysche Wüste. All die Kuppen, die weiten Flächen, die Dünenzüge gleißen in tiefem Purpurrot. Ein hellerer Fleck als Zentrum des ganzen Sprühens berührt im Westen den Horizont: die Sonne. Schwächer wird das Sprühen, dunkler die Töne, die Sonne sinkt hinter den Horizont hinab, Blau mischt sich mit Rot zu Violett, und der Nil glänzt in einem hellen smaragdähnlichen Grün. Ich habe mir dieses Smaragdgrün auf der Wasserfläche bei Sonnenuntergang nie erklären können, und doch war es jeden Abend da, einmal stärker, einmal schwächer und heute besonders schön.

Die nächste Nacht war schlaflos; denn mein Freund wälzte sich ruhlos hin und her in schweren Fiebern. Sie waren mit großer Plötzlichkeit auf vierzig Grad gestiegen. Ich befürchtete Typhus. Was ich in diesem Fall tun konnte, tat ich: ich gab ihm eine Purgaz, die sicherlich keinen Pferdemagen in Frieden gelassen hätte, und nachher eine starke Dosis Chinin, hierauf noch zwei Tabletten Aspirin. Denn hier konnten nur Gewaltmittel helfen. Gegen Morgen ließen die Fieber nach, mein Freund begann tüchtig zu schwitzen unter einer vierfachen Lage von Mänteln und Decken und unter der Wirkung des Aspirins; dann fiel er in einen bleiernen Schlaf, schlief bis gegen zehn Uhr des andern Morgens und erwachte schließlich kraftlos und elend, aber fieberfrei.

Ferne am Horizont am Westufer schob sich eine Felswand gegen den Nil zu, zunächst nur als kleiner gelbbrauner Streifen erkennbar: Abu Simbel. Kaum war der Felsen in Sicht gekommen, so befiel eine fieberhafte Tätigkeit unsere Bootsleute,

Unternubien Abb. 24. Bischarinweiber bei Derr.

obschon das Ziel noch manchen Kilometer entfernt lag. Das Boot wurde mit aller Energie geschleppt, doch der Felsen wollte zunächst nicht näher rücken, und nach etwa zweistündiger mühevoller Arbeit, bei der die schwarzen Kerle wieder einmal tüchtig schwitzen mußten, erhob sich ein leichter Wind, den sie mit lautem Freudengeschrei begrüßten. Der Wind brachte das Boot zwar auch nur langsam vorwärts, aber doch bedeutend rascher als die Schlepparbeit. Andere Felluken mit mehr Segelflächen überholten uns, und wir sahen ihnen fast neidisch nach; denn allen ging die Fahrt auf einmal viel zu langsam.

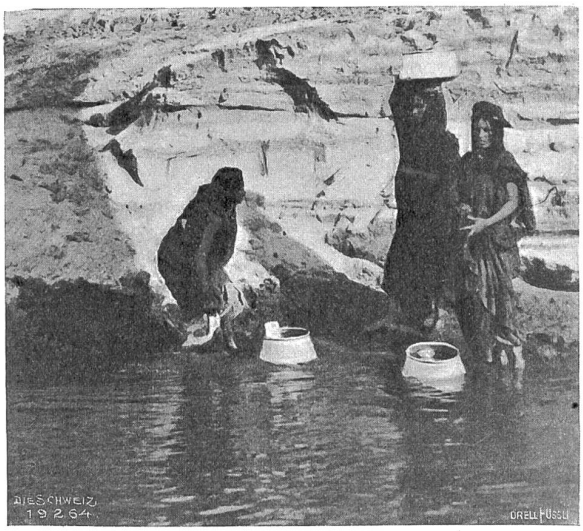
Schließlich kommen wir aber doch dem Felsen ein gut Stück näher, zur Freude speziell der Bootsleute, die schon Angst hatten, wieder ans Seil zu müssen. Der Nubier unterzieht sich zwar in letzter Linie immer ohne Murren und ohne den Verlust des Frohsinns der Arbeit, doch erst dann, wenn sie absolut unvermeidlich ist. Frohmütig bleibt er aber unter allen Umständen, und ärgerliche Gesichter habe ich eigentlich auf der ganzen Fahrt nie gesehen, obschon die Burschen bisweilen hart arbeiten mußten. Das ist typisch für die Barabra. Ob der Barbari am mächtigen Steuerruder stundenlang sitzen muß, ob er am Ruder zieht oder das Boot am Seile schleppt, ob er im Sonnenbrande harte Feldarbeit tut oder das Schaduf heben muß, ob er in der Fremde von seinem weißen Herrn als Diener ausgehudelt wird oder als Koch von der Madame sich alle Gemeinheiten ins Gesicht sagen lassen muß, er bleibt trotz allem frohmütig; Allah hat an ihm noch einen ergebeneren Sohn als am etwas mürrischen ägyptischen Fellachen oder selbst an dem Sohn der Wüste. Weniger stumpfsinnig als der ägyptische Fellache und weniger indolent als der Sohn der Wüste, trägt er mit der angeborenen Arbeitsfreude, die aber nie ins Extreme fällt, alles mit Gleichmut, was das Leben bringt. Nur seinen nubischen Nationalstolz darf man nicht verletzen, und mag man ihn selber noch so sehr aushudeln, gegen die Heimat darf nie ein verächtliches Wort fallen, sonst hat man einen hitzigen Feind an ihm!

Nun kann man schließlich doch einige der Details an der Felswand erkennen: deutlich beginnen sich die vier Kolosse abzuheben von der geglätteten Front des Felsentempels, während rechts und links, unberührt von Menschenhand, die Felsschichten weiterlaufen. Vier Kolosse ist allerdings zuviel gesagt; denn der eine hat den Oberkörper verloren, der liegt in Trümmern am Fuße der Front (vgl. Abb. 26 f.).

Alles hat nun die nötige Plastik gewonnen; denn wir sind nur noch etwa hundert Meter von der Uferbank vor dem Felsentempel entfernt. Stumm und steif sitzt der Pharao Ramses II. als Steingott in dreifacher Wiederholung als Riesenkoloß zu beiden Seiten des Tempeleinganges; er ist zum Steingott geworden, während er ja schon zu Lebzeiten ein gottmenschliches Wesen, der Sohn der Sonne war. Er schaut hinaus über die Felder zu seinen Füßen, auf denen gerade jetzt die nubischen Fellachen ihre Bohnenstauden aufgeschichtet haben zu kleinen Haufen und deren Boden bereits mächtige Risse zeigt, hinaus über den Nil, auf dem die Barken ziehen aufwärts und abwärts; stumm und steif sitzt er, die Hände auf den Knien, auf seinem Thronsessel; ein Rätsel liegt auf seinen Zügen, wer löst es? Sie sind nicht ernst, diese Steingötter, sie sind nicht milde, sie sind nicht froh, sie sind nicht traurig; sie lächeln nicht, sie weinen nicht. Sie sind mit einem Worte Götter, Götter, denen das Menschliche fremd ist. Götter, die wohl herniederschauen auf die Menschlein zu ihren Füßen, auf die Generationen derer, die da kommen und gehen im Niltal, die aber von ihnen unberührt bleiben. Sie sind Wesen, die wir Modernen nicht fassen können, Wesen, die heute der Welt fremd geworden sind; darum verstehen wir eben auch die Kunst nicht mehr jener Zeit, die sie geschaffen hat, verstehen ihre Künstler nicht, drum nennen wir sie kalt, steif, unansprechend, konventionell. Götter sind sie, als Götter losgelöst von allem, was das Menschenherz direkt bewegt: von Lust und Leid und Liebe frei blicken sie über den Nil, unberührt in ihrem Wesen von den Geschlechtern, die sie geschaffen, unberührt von den Geschlechtern, die heute kommen sie anzustaunen und trotzdem ihr Wesen nicht fassen können. Sie sind das Idealbild des Pharao, das der Künstler festgehalten hat mit seinem Meißel, das Bild des Herrschers, wie ihn das Volk auffaßte und die Priesterschaft, das getreue Spiegelbild des Wesens, das fremd auf dieser fremden Welt als Sohn des Re heruntergestiegen war auf diese Erde, um das Volk der Aegypter zu regieren; die Kolosse sind die Verkörperung des Pharao als Gottmensch, als Wesen, das zwar den irdischen Gesetzen des Lebens unterworfen, doch den Stempel des Göttlichen an sich trug, dessen Ursprung göttlich war und das zum Ursprung, zu seinem Vater, dem Re, den Rückweg fand nach dem irdischen Tode, um mit ihm zu weilen im Reich der ewigen Sonne ...

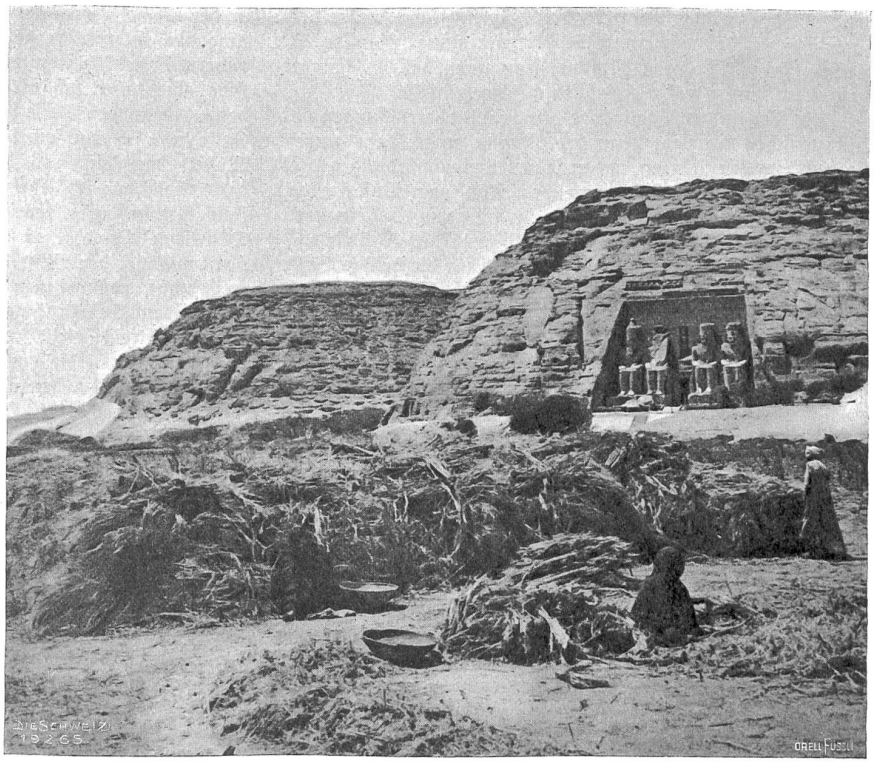
Wie im Traume haben wir das Boot, das am Uferstreifen vor dem Felsentempel auf den Sand aufgelaufen ist, verlassen, wie im Traume sind wir hinübergewandelt zu den Kolossen, die uns ganz in ihrer Gewalt hatten, und haben staunend an den Steinriesen emporgeblickt, an diesen Riesenleibern, die sitzend an die zwanzig Meter hoch sind, an den gewaltigen Thronsesseln hinauf zu den Doppelkronen und zum Uräus, der eine jede von ihnen schmückt als Zeichen der richterlichen Gewalt, als Symbol der irdischen Macht, die richtend andere vom Leben zum Tode führen konnte; das Symbol ist gut gewählt, denn nichts führt so rasch vom Leben zum Tode wie der Biß des Uräus.

Wenn man von modernen Meistern verlangen würde, ein solches Riesensteinbild aus der Felswand selber zu hauen, ich glaube, es würde es keiner fertig bringen; denn wir haben die Schulung nicht dazu. Der Künstler aber konnte sein Werk nur aus der Ferne überblicken, denn schon ein Fuß allein war ja größer als er selber. Und doch sind die Proportionen der Körper vortrefflich; von den Füßen bis hinauf zu den Stirnen ist alles in den richtigen Größenverhältnissen. Bedenkt man noch, daß der alte Künstler die Riesenarbeit viermal wiederholt hat an derselben Felswand, so ist allein schon der Umstand, daß er so genaue Kenntnis des Gesteins hatte, daß er sich sicher sagen konnte, kein Riß, kein Sprung, kein sprödes Stück werde die Arbeit zu schanden machen, staunenswert. Wie haben die Alten dies nur ausfindig machen können? Eine ganz gründliche Vorprüfung des Gesteins war doch notwendig, bevor die Arbeit in Angriff genommen wurde. Dazu kommt noch, daß der ägyptische Meister ein etwas helleres Felsband geschickt dazu benutzte, um die Häupter daraus herauszumeißeln, was ursprünglich die Wirkung noch bedeutend erhöht haben



Unternubien Abb. 25. Nubierinnen beim Wasserschöpfen (bei Derr).

muß; jetzt allerdings hat der Streifen unter den Verwitterungsprozessen bedeutend nachgedunkelt. Ein Fries von betenden Affen zieht sich über der Tempelfront hin, jedes einzelne Tierbild in seinen Linien eine genaue Wiedergabe der Natur! Die Linien sind der Natur unmittelbar abgelauscht; die alten Künstler haben ihr eben in vielen Beziehungen näher gestanden als wir; was der Fries zeigt sind Affen, Affen und nichts anderes! Und wenn auch alle Details fehlten und nur die Umrisse so da wären wie sie sind, so müßte sie jedes Kind als Affen erkennen! Wenn ich an gewisse Hypermoderne denke, die Pferde malen, die nach anatomischen Gesetzen unmöglich auf den Beinen stehen können, oder Menschen, die keine Menschen sind, sondern in vielen Linien den betenden Affen hier oben näher stehen, so möchte ich ihnen sagen: Lernt von den Alten, was von ihnen zu lernen ist, statt daß ihr auf sie herabschaut; dann könnt ihr auch von den Aegyptern viel lernen, nämlich eine der Natur abgelauschte realistische Linienführung der Umrisse!



Unternubien Abb. 26. Abu Simbel.

Auf den Flächen der Thronsessel sind gegen den Eingang zu Nilgötter dargestellt, welche die Wappenpflanzen von Ober- und Unterägypten, den Papyrus und die Lilie, um die Hieroglyphe „Einigung" schlingen, ein Symbol der vereinigten zwei Reiche, gleich der Doppelkrone. Vor den Kolossen hin zieht sich eine Terrasse, deren Vorderseite mit Götter- und Falkenstatuen gekrönt ist. Die Falken halten in genialer Weise das Typische und nur das Typische dieses Raubvogels fest. Was nicht „falkenhaft" ist, sondern auch andern Vögeln zukommt, ist mit nebensächlicher Gleichgültigkeit behandelt. Der Vogel ist in erster Linie ein Falke und erst in zweiter Linie ein Vogel!

Noch wäre viel zu sagen und zu schreiben über die Tempelfront, viel zu sagen über die kleinen Statuen, die zwischen den Kolossen stehen und Mitglieder der königlichen Familie darstellen, über die Reliefs, die die Thronsessel bedecken und oft von großer Schönheit sind, die Weihinschriften, die Kartuschen der Königsnamen; es ist aber zwecklos, sich in Details zu verlieren. Das Schönste bleiben doch die Kolosse selber, hinter denen das andere alles nur als Beiwerk erscheint; von den Beiwerken aber habe ich das Beste erwähnt: die Falken und den Fries der betenden Affen.

Doch auch diese vergißt man im Momente wieder, wo man an den Kolossen hinaufschaut; alles versinkt hinter dem Gottmenschen Ramses, dessen Wesen, halb Mensch, halb Gott, der alte Künstler so vortrefflich zum Ausdruck gebracht hat; denn auch der Mensch Ramses ist berücksichtigt worden: die Züge des Gesichtes, speziell das Profil, zeigen das Antlitz des irdischen Königs in etwas idealisierter Form, nur der Blick und der ganze Gesichtsausdruck geben den Gott wieder.

Gewaltige, urgewaltige Kunst spricht aus diesen Kolossen, herausgeboren aus einer titanenhaften Zeit, die uns Modernen so fern liegt, daß es nur wenigen gelingt, ihr Wesen zu erfassen. Wer aber aus Mangel an Verständnis diese Kunst nicht sieht und sich daher erdreistet, ihr Wesen überhaupt abzustreiten, der treibt Vogelstraußpolitik, steckt den Kopf in den Sand und sagt, man könne nichts sehen, weil er selber nichts sieht! Und zwischen den Kolossen von Abu Simbel und dem Fetisch eines Negers seien in Tat und Wahrheit keine Unterschiede, nur daß der eine aus Holz und die andern aus Stein seien. Derartige Urteile bekommt man nämlich oft genug von Leuten zu hören, die an Ort und Stelle gewesen sind und sich zu der „geistigen Elite" rechnen.

Der Felsentempel selber bedeutet für die damaligen Verhältnisse ein technisches Wunder. Wie die Alten es fertig gebracht haben mit ihren primitiven Hilfsmitteln, einen vollständigen Tempel mit Vorhalle, Haupt- und Quersaal und Allerheiligstem, mit Nebenkammern ꝛc., die alle zusammen sich fünfundfünfzig Meter ins Felsinnere erstrecken, in den Felsen hineinzuhauen, bleibt ein Rätsel; fast scheint mir die Lösung darin zu liegen, daß die Hilfsmittel nicht halb so primitiv gewesen sind, wie wir immer annehmen, wenigstens müssen sie ganz zuverlässige Meß- und Rechnungsmethoden gehabt haben.

Acht Pfeilerstatuen des Königs tragen die Decke des Vorsaales, die in der „Amtstracht" des Osiris den Pharao wiedergeben, die Krone von Oberägypten auf dem Haupte und den Krummstab in der Rechten (s. Kunstbeilage). Zeigen die Häupter der Kolosse den Gottmenschen Ramses, so geben diejenigen der Pfeilerstatuen mehr den Menschen wieder. Das Porträt ist hier weniger idealisiert; energisch schließen sich die Lippen, fast herrisch schauen die Augen, und die leichtgekrümmte Nase gibt dem ganzen Gesichtsausdruck etwas Festes, Willensstarkes. Hier auf einmal erkennt man, daß dieser „Gottmensch", solange er auf Erden wandelte, auch menschlichen Leidenschaften unterworfen gewesen ist, daß sein Herrscheramt sich auch in seinen Zügen und in seinem Wesen wiederspiegeln mußte, daß Zorn und Herrschsucht geflammt haben in dieser Menschenbrust, daß er die nötige Willensstärke besaß, um ein ganzes Volk zu dominieren und sich gefügig zu erhalten. Frei von Leidenschaften, aber auch frei von positivem Willen sind die Gesichter der Kolosse, die Pfeilerstatuen aber verraten einen menschlichen Charakter, wo neben viel Licht auch viel Schatten

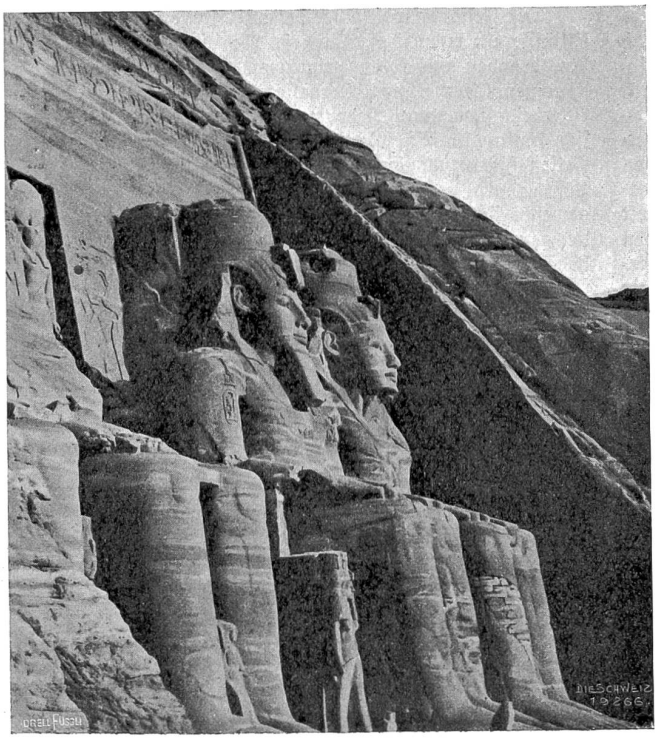
steht. Eins geht aber auch aus den Zügen dieses Kopfes hervor: wenn die moderne Geschichtsforschung Ramses II. viel von seinem frühern Nimbus genommen hat, so kann er trotz allem kein gewöhnlicher Mensch gewesen sein.

Die Reliefs der Saalwände bringen Verherrlichungen des Gottmenschen Ramses; denn der Pharao mußte dem großen Re doch Beweise bringen, daß er seines Amtes würdig gewaltet hatte hienieden! Manch lehrreiches Bild von Opferszenen, vom Heerwesen der Aegypter, von fremden Völkern, mit denen der Herrscher Krieg führte, ist unter diesen Reliefs.

Das Allerheiligste birgt den Untersatz für die heilige Barke des Tempels; an der Rückwand sind die Götterbilder von Ptah, vom Gottmenschen Ramses und seinem Vater Ammon-Re und vom Re-Herachte.

Der nubische Tempelwärter versichert uns, daß nur einmal im Jahr, zur Zeit der Frühlingstag- und -nachtgleiche, die Sonnenstrahlen beim Aufgang den Sockel der Barke treffen und daß wohl dann die Alten ihre großen Feste abgehalten hätten in Abu Simbel; ich gebe diese Mitteilung unter allem Vorbehalt wieder, denn gelesen habe ich sie in keinem wissenschaftlichen Werke. Wenn dem so wäre, so würde sich aufs neue die Frage aufwerfen, ob wirklich die Hilfsmittel der Alten so primitive waren, wie wir heute annehmen; daß man bis heute keine „Berechnungstabellen" und „Meßinstrumente" gefunden hat, beweist schließlich nichts.

Mein Freund begab sich nach der Besichtigung des Tempels wieder ins Boot, da er sich noch sehr schwach und angegriffen fühlte. Ich stieg mit unserm Muhammed hinauf auf den Felskopf des Tempels und wanderte ein Stündlein hinein in die Wüste. Hat unten am Felsen der Mensch mit seinen relativen Kräften sich ein relativ gewaltiges Geistes- und Kunstdenkmal geschaffen, so hat hier oben die Natur mit Riesenkräften sich ein eigenes Denkmal gesetzt, das für uns Menschenkinder nichts Relatives mehr an sich hat, da wir die Verhältnisse von fremden Welten nicht direkt durch Anschauung kennen; mehr aber als endlos, als riesenhaft, als unfaßbar kann etwas für unsere Seele nicht sein! Dies aber ist der Fall mit der Wüste. Zum ersten Male fühle ich mich „ganz mitten drin" in der Wüste; denn bis jetzt hatte ich sie nur in einer Richtung hin als unbegrenzt gesehen, während der Nil nach der andern Seite hin immer zum mindesten Unterbruch brachte. Hier oben aber sah ich vom Niltal nichts mehr; die Tafelberge der andern Seite schienen eins zu sein mit denen dieser Seite, und ich war somit ganz umschlossen von der gewaltigen Wüste. Das gleiche rote Sprühen, wie ich es gestern beobachtet hatte, hebt an; ich sehe nichts als endlose Dünenreihen und Felsgräte in dieses feurige Sprühen getaucht, Dünenzug an Dünenzug, Sandtal an Sandtal von roter Glut übergossen; heulend fährt der Wind über das weite Gesteinsmeer: „man weiß nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt". Er entlockt dem Gestein singende Töne, den Felskanten ein metallisches Klirren, pfeift durch die Schädelknochen eines verendeten Kamels, die vor meinen Füßen liegen, und klappert mit den Wirbelknochen und dem übrigen Gebein des Wüstenschiffes. Kein Mensch, kein Tier, kein Baum, kein Strauch! Nichts als totes Gestein und sprühend rotes Sonnenlicht! Hätte ich nicht Muhammed bei mir gehabt, fast hätte mich ein Grausen gepackt ob des Todesliedes, das einem die Wüste vorsingt. Vieles hast du bezähmt, Mensch, mit deinem Geiste und deinem Willen! Aber die Wüste noch nicht. Wohl hast du ihr manchen Streifen mit Hilfe ihres Todfeindes, des Wassers, abgerungen; dafür ist sie an andern Orten um mehr gewachsen, als du ihr wegnahmst, die starke, die unbezähmte Wüste! Wer dich, Wüste, beherrschen will, muß sich dir fügen, dann bist du bereit, das Leben zu dulden. Dein Sohn muß sich von dir ummodeln lassen, muß im schwanken Zelte wohnen, muß sich bräunen lassen von den Gluten deiner Sonne, muß mit karger Kost zufrieden sein und muß, um sich selbst nur diese karge Kost zu sichern, wandern, wandern mit Weib und Kind und Haus und Vieh! Er muß aber noch mehr, er muß sogar hungern und vor allem dürsten können. Dafür schenkst du deinen braunen Wandersöhnen, die du doch liebst, trotzdem du sie so hart erziehst, viel: warmes, gesundes, rassiges Blut, das die Genüsse des Lebens, die ihm zu Gebote stehen, auskostet bis auf den letzten Tropfen, das, zufrieden mit deinen Geschenken, nichts Neues will und daher glücklich ist. Eine goldene Freiheit schenkst du ihnen, Freiheit des Leibes, der nicht gekrümmt werden muß unter das Joch der Arbeit, und Freiheit des Herzens; denn die Heimat ihres Herzens ist die freie, die unendliche Wüste. Die Kultur, die doch nicht glücklich macht, sondern begierig immer neue Begierde schafft, die, der menschlichen Unvollkommenheit bewußt, rastlos weiter an Vervollkommnung arbeitet und damit ihren Kindern den Frieden nimmt, die Kultur macht an deinen Toren Halt.



Unternubien Abb. 27. Die Kolosse des Gottmenschen Ramses II. vor dem Felsentempel von Abu Simbel.

Lange saß ich auf einem Steine und schaute dem Verglimmen der Abendsonne zu, horchte auf das Heulen des Windes und das Klirren der Steine, bis lange Schatten auf mich fielen von den nächsten Dünen her und die ersten Sterne flimmerten, da, wo die Sonne geschieden war. Dann kam der Mond, und im magischen Lichte erstund neu die Wüste, und was vor kurzem in roter Glut gesprüht hatte, das glänzte nun in Silber getaucht, all die vielen Dünen und Kuppen und Gräte und Flächen ohne Ende!

Ich stieg zum Fluß hinunter und nahm im Boote meine Mahlzeit ein, kaum wissend, daß ich aß; denn noch immer stand ich im Banne der Wüste. Nach dem Nachtessen wanderten wir noch einmal hinüber zu den Kolossen, da wir wünschten, sie auch im Mondenschein zu sehen; indessen tat uns der Mond diesen Gefallen nicht, sondern begnügte sich, die obersten Ränder der Doppelkronen mit seinem Lichte zu versilbern.

Des andern Morgens wiederholten wir den Besuch des Tempels und photographierten nach Herzenslust. Ich kletterte mit vieler Mühe auf den Thronsessel des herabgestürzten Kolosses hinauf, um die beiden Kolosse

zur Rechten abnehmen zu können im Profil; das Bild ist denn auch vollkommen gelungen (vgl. Abb. 27), und es freut mich noch heute, daß ich mich der Mühe unterzogen habe.

Dann ging's nilabwärts.

Bei Derr verbrachten wir die erste Nacht. Der andere Morgen brachte Chamsin. Die Luft war dunstig mit Flugsand angefüllt, der eigentliche Sturm hatte aber in der Nacht getobt, und bei Sonnenaufgang trat vollständige Windstille ein. Die Sonne ging, eigentlich mehr dem Monde gleichend, als sich selber, in fahlem Gleißen auf über den Hügeln der Bischarinwüste. Dann begann sich die Luft zu klären, und beim ersten Hauch des Morgenwindes segelten wir weiter. Still glitt das Boot dahin, wie es vorher den Fluß hinauf geglitten war. Etwas half die Strömung mit. An langen Sandbänken ging's vorüber, auf denen gravitätische Störche, Reiher und Marabu standen, die mit philosophischer Ruhe das Boot beaugapfelten.

Mächtige Schwärme von Störchen zogen flügelrauschend zu unsern Häupten und ließen sich auf den Felsköpfen am Ostufer nieder. Die Tiere sammelten sich offenbar zum Flug übers Meer. Das Getöse von Hunderten klappernder Storchschnäbel erfüllte die Luft. Unsere Bootsleute wünschten die kommende Nacht eine Storchjagd zu veranstalten, indem sie bei einbrechender Dunkelheit mit Fackeln den Tieren zu Leibe rücken wollten: die Vögel würden vom Feuerschein derartig geblendet, daß sie das Fortfliegen vergäßen und mit Stangen in Massen totgeschlagen werden könnten! Obschon frisches Fleisch unserer Küche nichts geschadet hätte, so ließen wir uns doch auf den Jagdvorschlag nicht ein. Denn wir dachten uns, daß wir vielleicht gerade einen Vogel erwischen könnten, auf dessen Rückkehr sich in der Schweiz oder in Deutschland ein ganzes Dorf sehnlich freute. Mein Freund sagte den Bootsleuten schließlich, daß der „Abu Achmar" auch ein Geschöpf Allahs sei, das sich des Lebens freue, so gut wie wir. Die Worte machten einen tiefen Eindruck auf die schwarzbraune Gesellschaft, und diese einfachen Menschen, denen der Westländer so gerne auch alle innere Kultur abspricht, fühlten ohne weiteres die Berechtigung unseres Einwandes und schwiegen wegen des Storchbratens mäuschenstill; der Schech meinte sogar: „Allah segne euch; denn ihr seid fromm!" Ich meine, bei manchem Europäer wären wir nicht so rasch auf das nötige Verständnis gestoßen!

Eine herrliche Nacht sank herab mit wunderbaren dunkelvioletten Tönen am Firmament, ein ganz leiser Wind schwellte das Segel, und tonlos glitt das Boot unter der Hilfe der Strömung auf dem Silberband des Nil. Die Sakien sangen ihr Lied der nimmermüden Arbeit durch die Nacht, gleich einem Schwarm Riesengrillen zirpten die Schöpfräder. So viele hörte man, daß das Geräusch der einzelnen verschlungen wurde vom Gezirp des ganzen Chores. Am Fuße eines hohen Felsens am Ostufer machten wir halt. Auf dem Felsen oben stunden, magisch vom Mondschein beleuchtet, die Reste einer Festung: Kasr Ibrim. Man sah die Zickzacklinien der halbzerstörten Bastionen und Zinnen hereinragen in das dunkle Violett des Nachthimmels.

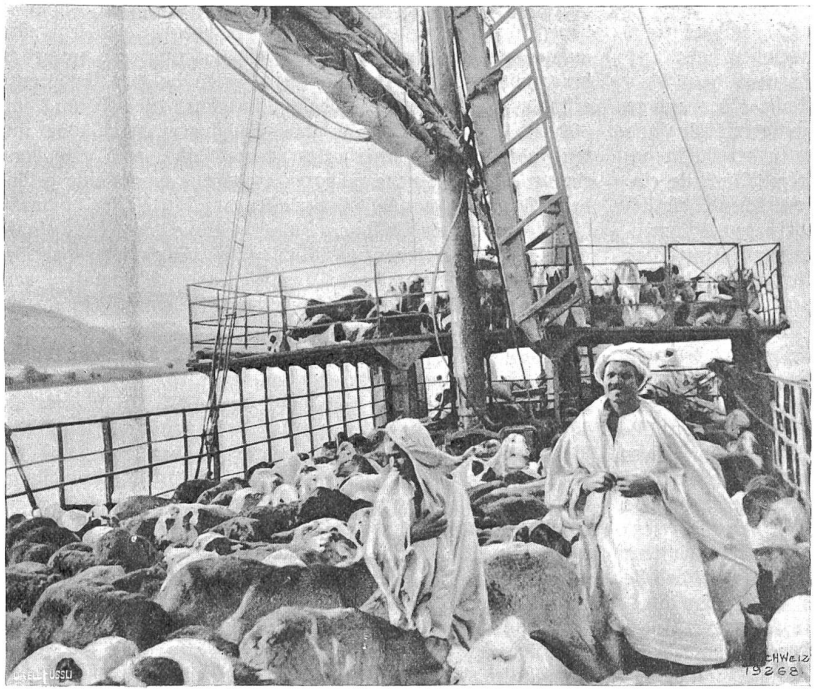
Kasr Ibrim ist das römische Primis, die alte Südgrenze des oströmischen Reiches, und bildete, solange Byzanz sich hier oben halten konnte, den Wächter abendländischer Kultur gegen die Barbarei Innerafrikas. Jahrhunderte lang hat eine starke römisch-byzantinische Besatzung hier oben gelegen, oft wurde sie von den Aethiopen vertrieben, oft mußte die Festung geräumt werden, wenn wichtigere Kriege die Kraft des Reiches anderweitig in Anspruch nahmen; dann kamen nach überstandener Reichskrisis die Legionäre aufs neue und besetzten frisch die Festung. So ging es hin und her, bis ein mächtiger Feind an der Südgrenze erstund, die Blemyer, sodaß Diocletian die Festung um 300 n. Chr. endgültig aufgab. Selbst aber bei Philae unten gaben die Blemyerhorden keine Ruhe, und erst Marcianus hat diese neue Südgrenze bleibend vom Feind gesäubert. Dann lag das Kastell verlassen das Mittelalter hindurch, bis die bosnischen Söldner Sultan Selims die Festung aufs neue in Besitz nahmen und Nubien die „Segnungen der Osmanenwirtschaft" brachten. Die fliehenden Mameluken, verfolgt von Ibrahim Pascha, setzten sich 1812 in der Festung fest, mußten sich aber dem Sohne des großen Albanesen ergeben, und Ibrahim ließ die Feste schleifen, auf daß kein Feind seines Vaters sich je mehr darin einnisten könne.

Wir statteten der Festung einen nächtlichen Besuch ab. Wir steigen den Zickzackweg, auf dem so manche byzantinische Patrouille die Nachricht heimgebracht haben mag, daß die braunschwarzen Teufel aufs neue die Landschaft durchschwärmen, über die so mancher blemysche Späher flinkfüßig gehuscht sein mag, hinauf zur Felszinne. Ueber dem Tore prangt eine geflügelte Sonne, das Sinnbild des Ammon-Re. Der Weg zu den Wällen geht im rechten Winkel, die Felszinne ist bedeckt mit wirren Trümmerhaufen, aus denen heraus im Mondlicht das Auge mit Mühe den Grundriß einer Kirche schält. Der Blick über die Lande ist herrlich; magisch glänzt das Silberband des Flusses, die Dünen der umliegenden Wüsten, ihre Sandwälle und Kämme. Man hat den Eindruck, als gäbe es außer dem Nil nur noch Sterne, Mondlicht und Wüsten.

Die ersten Sonnenstrahlen sehen uns wieder auf der Festung, um den weiten Blick auch am Tage zu genießen. Auch dieser Blick ist herrlich, bringt uns aber nichts Neues, und die Majestät der Nachtfernsicht fehlt ihm.

Nächste Nacht passiert uns ein Lastdampfer, den unsere Bootsleute anhalten, da wir ihnen versprochen haben, anstatt des Trinkgeldes das Boot das restliche Wegstück von etwa 150 Kilometer, das wir bei der „Bergfahrt" uns ja gründlich genug angesehen hatten, schleppen zu lassen. Der Dampfer hält auf den Ruf unserer Leute an, wir rudern hinüber, und

Unternubien Abb. 28. Blick auf den Nil und die gegenüberliegende Wüste, vom Felskopf vor Abu Simbel aus (im Vordergrund der Eseltreiber).



Unternubien Abb. 29. Die Ladung des Ajax.

bald tanzt unser kleines Boot im Wirbel des Schraubenwassers hinter dem breiten, flachbödigen „Ajax" zu Tal.

Zum Morgentee empfangen wir den Besuch des Kapitäns; es ist ein kleiner, brauner, intelligenter Grieche, der sich durch Fleiß und Tatkraft vom einfachen Putzer emporgearbeitet hatte zu seiner heutigen Stellung.

Die Ladung des Dampfers (vgl. Abb. 29) besteht aus mehrern hundert sudanesischen Hammeln, die dicht zusammengepfercht Deck und Schiffsräume füllen. Vorn am Bug steht der Lotse und sondiert beständig die Tiefe des Wassers. Unablässig schallen seine Leitrufe hinauf zum Steuermann, auf daß das Schiff sich auf keiner Sandbank und keiner Untiefe festrenne; denn trotz der Flachbödigkeit des „Ajax" ist bei dem jetzigen Tiefstand des Nil größte Vorsicht am Platze. Eilends geht die Fahrt das Tal hinunter, dessen Dörfer und Dörfchen, Felder und Baumgruppen wir uns bei der Fahrt nach Abu Simbel so gründlich besehen hatten. Gegen Abend fährt der Dampfer bereits in den ruhigen Wassern des Reservoirs und legt nachts neun Uhr am Quai von Schellal an. Philae ist im Sternen- und Mondenschimmer an uns vorübergeglitten und hat uns in dieser Beleuchtung noch einmal seine sterbende Schönheit gezeigt.

Wir verbringen die Nacht noch in unserem Boote, am Morgen heißt's Abschied nehmen. Dankend streicht der Schech die zwölf Pfund ein, kein feilschendes Wort fällt, kein Geschrei nach mehr erhebt sich, wie dies sonst bei Orientalen der Brauch ist. Jeder der Bootsleute erhält noch ein kleines Trinkgeld, dankt herzlich dafür, der Schech sogar will auf das seinige verzichten, wenn ich ihm dafür die blecherne Zigarettenschachtel, die ich in der Tasche habe, schenke. Selbstverständlich erhält er sie noch obendrein. Dann besteigen wir den Zug. Die schwarzen Gesellen strecken uns zum Abschied die sehnigen Hände entgegen, und kein Auge ist trocken, auch nicht eines: „Ihr seid die ersten Fremden gewesen, die uns als Freunde behandelt haben," sagt der Schech mit von Tränen erstickter Stimme, „Allah segne euch!" Dann pfeift der Zug, die Burschen schwingen zum Abschied die weißen Tücher ihrer Turbane — adieu Nubien, adieu sterbendes Philae, adieu ihr schlichten, treuen Nubierherzen, die ihr von falscher Kultur unberührt geblieben seid, adieu goldene Freiheit!

Adolf Moesle, Zürich.

Chüfu, des Confucius Geburts- und Sterbestadt.

Mit acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen der Verfasserin. Nachdruck verboten.

Ich war 15, und mein Wille stand auf's Lernen;
mit 30 stand ich fest;
mit 40 hatte ich keine Zweifel mehr;
mit 50 war mir das Gesetz des Himmels kund;
mit 60 war mein Ohr aufgetan;
mit 70 konnte ich meines Herzens Wünschen folgen,
ohne das Maß zu überschreiten*).

Confucius.

Wir sind im Lande der Tradition, in der chinesischen Provinz Shantung, im ehemaligen Staate Lu, dessen Chronik vor vierundzwanzig Jahrhunderten von Confucius geschrieben worden.

Vom Taischan, der viertausendjährigen, immer noch hochheilig gehaltenen Kultusstätte kommend, besteigen wir vor den Mauern Taignang-fu's die kürzlich eröffnete Tientsin-Pukowbahn und fahren nordwärts bis Chüfu.

Chüfu, das ist der jetzige Name der uralten Stadt Tsen, in der Kungfutse geboren, der große Weise, der China ein Gepräge gegeben, das selbst der machtvolle Buddhismus auszumerzen nicht imstande war und das auch von europäischer Kultur nie völlig wird vernichtet werden können. In ihr hat Meister Kung die längste Zeit seines Lebens zugebracht, in ihr ist er gestorben und begraben.

Vom Bahnhof aus können wir, trotz der weiten, weiten Ebene, die sich vor uns ausdehnt, nichts von der Stadt erblicken. Sie liegt 20 Li, das ist etwa zehn Kilometer davon entfernt. Als nämlich im letzten Jahrzehnt die Bahnbaugesellschaft sich mit dem nötigen Landankauf befaßte, stellte es sich heraus, daß alle diese Felder in weitem Umkreis von Chüfu Eigentum der Erben des im Jahre 478 v. Chr. verstorbenen Kungfutses sind. Der Verwalter dieser Güter, der 76. direkte Nachkomme des großen Ahnherrn, der Herzog mit dem schönen Titel: „Yen-shen-kung" („der das Geschlecht des Heiligen fortsetzende Fürst") zeigte sich zwar, nachdem er die große Summe nennen hörte, die man ihm für das erwünschte Land bot, nicht abgeneigt, auf den Kauf einzugehen; doch noch vor Abschluß des Vertrages erinnerten seine Getreuen ihn daran, daß die meisten Kungschen Felder kaiserliche Geschenke seien. Seit vielen Jahrhunderten nämlich schenkten die jeweiligen Inhaber des Drachenthrones den Kungs Ländereien, deren Erträgnis zur Verschönerung des Tempels und des Grabes von Confucius zu verwenden ist. Anno 1900 gab Kwang Hsü 2000 Morgen Land zu diesem Zweck. Da die Republik erst nach Fertigstellen der Bahnlinie erklärt ward und vorher selbstverständlich kaiserliche Geschenke nicht veräußert werden durften, so bleibt für den nach Chüfu Reisenden nichts anderes übrig, als sich einem Esel oder einem chinesischen Fuhrwerk anzuvertrauen, einem Karren, dessen bequemster Sitz auf der Deichsel ist.

*) Aus Lun gii, übersetzt von Richard Wilhelm.